

Unverkäufliche Leseprobe aus:

**Bernhard Blume**  
**Das Wirtshaus „Zum Roten Husaren“**  
Roman

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

Drei Wochen lang war Schnee gefallen, dann standen, noch einmal drei Wochen lang, die Wälder regungslos im Frost erstarrt. Kein Schuß fiel mehr; auf den im Schnee begrabenen Zelten klirrten die Fahnen wie Glas und Eisen: langsam schloß die Belagerung der Stadt Ofen ein.

Aber am Abend des 24. Dezember machten die Türken plötzlich einen Ausfall. Niemand bemerkte sie zunächst; auch die Feldwachen hatten sich alle verkrochen. Ein paar Dutzend türkische Reiter fielen in Kovacs ein, wo die Vorhut des Grafen Gallas herumlag und schloß. Im Nu prasselten die dünnen, vom Ostwind ausgezehrten Hütten zum Himmel.

Als zwei Stunden später aus dem Hauptquartier Ersatz anrückte, den man mit Stöcken zum Vorgehen hatte prügeln müssen, dauerte das Gemetzel noch an. Doch lagen drei Viertel des Dorfes bereits in Asche. Von den wenigen noch kämpfenden Türken dachte keiner an Flucht; sie ließen sich niedersäbeln bis auf den letzten Mann.

Inzwischen waren in aller Stille zwölf türkische Regimenter aus Ofen abgezogen, nach

Südosten in der Richtung auf Szegecin. Drei rote Husaren unter der Führung des Sergeanten Stefan Kreith, die in einem Wirtshaus an der Straße nach Hruby auf Vorposten lagen, brachten am nächsten Morgen die Meldung ins Hauptquartier.

Unverzüglich wurde zum Sammeln geblasen, aber die von der Kälte entnervten Truppen weigerten sich, die Verfolgung aufzunehmen.

Auf Befehl des Prinzen Eugen wurden zwölf Mann herausgegriffen und gehängt.

Auch daraufhin waren die Truppen nicht zum Lager hinauszubringen.

Gegen Mittag verschärfte sich die aufrührerische Stimmung. Ein Soldat hatte die Obersten Festetycs und Roth-Peckau in ihrem Zelt niedergestochen und war dann, ehe es gelang, ihn unschädlich zu machen, brüllend und blindlings um sich hauend, noch ein Stück die Lagergasse hinabgerannt. Allgemein hieß es, er sei vor Hunger wahnsinnig geworden. Die Offiziere fingen an, für ihr Leben zu fürchten.

Auf Schloß Szecsen tagte seit dem frühen Morgen der Kriegsrat. Nachdem endlich die roten Husaren und die übrigen Regimenter des Fürsten Windischgrätz, die für besonders zuverlässig galten, um Schloß Szecsen zusammengezogen waren, und nachdem man die Kanonen aufs Lager gerichtet hatte, ritt der Prinz mit einem kleinen Gefolge hinab.

Er wurde weder mit freundlichen noch mit feindlichen Zurufen empfangen, sondern stumm erwartet und stumm angehört. Seine Rede war der grimmigen Kälte halber kurz: er versprach, daß noch am Abend ein halber Monat des rückständigen Soldes ausbezahlt würde und kündigte für eben den gleichen Abend mehrere mit großen Weinfässern beladene Wagen an; außerdem setzte er seine Feldherrnehre zum Pfand, daß schon in wenigen Tagen die nun von Truppen fast gänzlich entblößte Stadt sich ergeben müsse und daß der Sieg und das Ende ihrer Leiden nahe sei. Er erinnerte an die glorreichen Tage von Esseg und Peterwardein; aber die alten Kämpfer von Peterwardein und die Kolonnen, die mit ihm in Belgrad eingerückt waren, waren nicht mehr da, sondern moderten längst in ihren verwehten Gräbern, und die wenigen Krüppel, die übriggeblieben waren, bettelten in Wien vor den Kirchen oder verdarben in den Spitälern und Armenhäusern von halb Europa. Dem dreckigen, hungern- den und zerlumpten Gesindel aber hier vor ihm, dem vor Frost schon Ohren und Finger abfielen, war Peterwardein nur ein Name, von dem sie nicht satt wurden. Also war es auch nicht der alte Schlachtruf: Vivat Prinz Eugenius!, der dem kleinen Mann im Rücken dröhnte, als er gekrümmt und nachdenklich nach Schloß Szecsen zurückritt, sondern die Flüche einer erbitterten Soldateska, die nach Fraß und Frieden schrie.

Jedermann erwartete in den nächsten Tagen die Übergabe der Stadt. Aber die Stadt Ofen ergab sich nicht. Jeden Morgen schickte der Prinz Eugen einen Trompeter mit einer weißen Fahne vor die Stadt und forderte sie auf, sich zu ergeben. Er bekam nie eine Antwort, kein Mensch zeigte sich auf den Wällen.

Nach wenigen Tagen zog der Generalleutnant von Farkas mit zwei Regimentern, die er selbst verpflegte und entlohnte, in offenem Widerstand gegen den Prinzen aus dem Lager ab. Der Generalleutnant hatte von Anfang an gegen den Wahnsinn dieser winterlichen Belagerung Einspruch erhoben. Der Prinz drohte ihm mit Kriegsgericht, aber er war nicht imstande, ihn zu halten.

Scharen von Raben folgten den abziehenden Regimentern.

Noch am gleichen Tage wäre das übrige Heer auseinandergelaufen, wenn es gewußt hätte, wovon leben. Die Umgebung war längst ausgesogen. Der Nachschub aus Wien blieb aus; man fing an, die Pferde zu schlachten. Manchmal trieb der Hunger das Wild auf der Suche nach Abfällen aus den Wäldern bis vor ihre Flinten.

Viele starben an Krankheiten: man begrub die Leichen schon lange nicht mehr, sondern warf sie in den Schnee auf die Felder.

Trotz aller Bedrängnis weigerte sich der Prinz Eugen hartnäckig, die Belagerung aufzuheben.

Er wollte die Festung zur Übergabe zwingen, bevor sie sich im Frühjahr neu verproviantieren konnte.

Kein Mensch wußte, wie es in Ofen wirklich aussah. Überläufer kamen schon lange keine mehr, da man aus Nahrungsmangel dazu übergegangen war, die Gefangenen kurzerhand aufzuhängen.

Gegen Aussetzung hoher Belohnungen fanden sich einige Leute, die sich auf irgendeinem Wege in die Stadt schleichen und die Lage der Eingeschlossenen auskundschaften wollten.

Als nach acht Tagen noch keiner von ihnen zurückgekehrt war, gab man sie verloren.

Nunmehr beschloß der Prinz einen überraschenden Angriff. Da doppelte Brot- und Schnapsrationen verteilt worden waren und man die Stadt dem gemeinen Manne zur Plünderung freigab, ging wenigstens ein Teil der Truppen vor. Aber noch ehe sie vor den vereisten Wällen anlangten, waren sie schon halb erstarrt, und dem wütenden Feuer, das plötzlich über sie hereinbrach, keineswegs gewachsen, gingen sie in Scharen zurück.

Hätte der Prinz wagen können, seine besten Regimenter einzusetzen, die er doch immer gegen das eigene Heer in Bereitschaft halten mußte, wäre der Sturm – vielleicht – gelungen. So blieb gegenüber einer Besatzung, die zum Äußersten entschlossen war, weil sie auf Gnade nicht rech-

nen konnte, immer wieder nur das auch den Angreifer zermürbende Mittel der Aushungerung.

In dieser verzweifelten Lage meldete sich der schon einmal flüchtig erwähnte Stefan Kreith, Sergeant bei den roten Husaren in einem der Regimenter des Fürsten Windischgrätz, und bot an, gegen die unerhörte Summe von 500 Dukaten wolle er versuchen, sich in die Stadt zu stellen und sie den Belagerern in die Hand zu spielen.

Zuerst schlug man dieses Angebot aus Geldmangel rundweg ab, aber da Kreith schon mehrfach Proben seiner Tollkühnheit abgelegt hatte, und da man bei der außerordentlichen Schwierigkeit des Unternehmens voraussichtlich die Summe doch nicht würde auszuzahlen brauchen, setzte der Fürst Windischgrätz schließlich die Belohnung aus seiner eigenen Tasche aus.

Kreith bat noch, bis zu seiner Rückkehr sein Pferd gut zu versorgen, dann zog er sich den Rock aus, legte sich auf seine Bank, ließ sich vom Profoß mit einem Stock solange schlagen, bis ihm das Blut den Rücken hinunterlief, zog den Rock wieder an und ging dann, ohne irgendeine Waffe bei sich zu führen, geradewegs auf die Stadt Ofen zu.

Man wartete ab.

Nach wenigen Tagen gelang es den Türken durch einen Handstreich, zwei österreichische Geschütze wegzunehmen und in die Stadt zu füh-

ren. Einige Leute versicherten bestimmt, sie hätten bei dieser türkischen Schar den Stefan Kreith gesehen. Man war bestürzt; niemand konnte sich erklären, weshalb der Mann zu den Türken übergegangen war.

Aber in der nächsten Nacht kam ein Mann aus der Stadt Ofen und brachte einen Plan mit. Darauf war ein Wasserloch in der Nähe des Servatiustores bezeichnet: fünfundzwanzig beherzte Männer sollten, über das tragfähige Eis der Donau gehend, in der nächsten Nacht durch dies Loch in der Mauer kriechen und den Belagerern das Servatiustor öffnen. Kreith würde um 2 Uhr an der bezeichneten Stelle sein.

Die fünfundzwanzig meldeten sich freiwillig, umwickelten sich mit weißen Tüchern, banden Stroh und weiche Lappen um ihre Stiefel und arbeiteten sich in der mondlosen Nacht mit äußerster Vorsicht an die Stadt heran.

Aber in unmittelbarer Nähe ihres Zieles mußte erst ganz vor kurzem das Eis der Donau aufgehackt worden sein und war nur oberflächlich wieder zugefroren; so brachen die vordersten ein. Die übrigen wurden im gleichen Augenblick von der Stadtmauer aus beschossen, und da ihnen eine plötzlich in ihrem Rücken auftauchende Abteilung die Flucht abschnitt, mußten sie sich ergeben. Es waren noch elf Mann.

Sie erhielten am nächsten Morgen ein ausgezeichnetes Essen, dazu jeder einen Liter Wein,



dann wurden sie, nachdem man ihnen die rechte Hand abgehauen hatte, vor die Tore gejagt.

Der Fürst Windischgrätz war nunmehr überzeugt, er würde die 500 Dukaten behalten.

Eine Woche später flog mitten in der Nacht ein türkisches Pulvermagazin in die Luft. Am Morgen danach fand Stefan Kreith sich wieder im Lager ein. Auf einem Fetzen Papier hatte er die türkischen Stellungen, Standort und Zahl der Truppen und Geschütze sowie diejenigen Punkte, gegen die ein Angriff am aussichtsreichsten erschien, sorgfältig aufgezeichnet. Auch der aufgeflogene Pulverturm und die Bresche, die er in die Mauer gerissen hatte, waren bereits eingezeichnet.

Die Meinungen im Kriegsrat waren geteilt. Man kam zu keiner Einigung, ob man den Mann hängen oder befördern solle.

Schließlich setzte man auf den übernächsten Tag einen entscheidenden Angriff an. Kreith wurde in Gewahrsam genommen; er wußte, das Mißlingen des Angriffs würde ihn den Kopf kosten. Er war schweigsam. Mehrmals am Tage wurde er herausgeholt; auf alle Fragen antwortete er kurz und ohne Zeichen von Erregung.

Aber noch vor diesem Angriff, schon am folgenden Tage kurz vor Mittag, sank am Egidius-turm die grüne Fahne mit dem goldenen Mond, und statt ihrer klomm ein weißgrauer Fetzen in

die Höhe. Er hing schlapp und rührte sich nicht.

Zwei Reiter erschienen vor dem Tor mit weißen Standarten. Sie boten Übergabe der Stadt an gegen freien Abzug mit Fahnen und Geschützen.

Auf Gnade und Ungnade! verlangte der Prinz.

Auch das wurde bewilligt.

Gegen Sonnenuntergang schoben sich ein paar hundert zerfetzte und ausgemergelte Männer aus dem Tor, warfen ihre Waffen zusammen und legten die zerrissenen Fahnen mit dem blutigen Halbmond vor die Füße der siegreichen Generale.

Dann wurden sie auf einen Haufen getrieben und zusammengehauen.

Sie schrien nicht einmal, warfen sich nur in die Knie, nicht vor Österreich, sondern vor Allah, und starben erbittert, mit ein wenig Gestöhn, während die ersten Sterne am kaltblauen, weit entfernten Himmel aufzuckten.

Am nächsten Tag zog man aus der Stadt noch ein paar Dutzend aus den Kellern und Winkeln, aus den Schränken und Betten verstörter Bürger.

Zu plündern gab es nichts. Soldaten und Einwohner bettelten gegenseitig um Stücke fauligen Pferdefleisches; Frauen boten sich an für eine Scheibe Brot, aber sie waren schmutzig und ver-

kümmert, sie hatten filziges Haar und hielten nichts aus; man mußte sich wie sonst mit den Lagerdirnen begnügen.

Schloß Szecsen strahlte mit tausend Lampen den Kurieren nach, die mit der Siegesbotschaft nach Wien sprenkten. Drei Tage waren die Offiziere auf Schloß Szecsen betrunken.

Nach drei Tagen war der Dom in Ofen notdürftig vom Mist und Unrat der Türken gereinigt; nun drangen in ihm aus vielen Kehlen brausend Tedeum und Gratias zum Himmel empor. Der Feldzug dieses Winters war zu Ende.

Um eben diese Zeit erinnerte man sich auch an den eingesperrten Stefan Kreith. Kreith selbst hatte, obwohl offensichtlich vergessen, keinerlei Beschwerde versucht. Seine Angaben schienen sich aber bei nachträglicher Prüfung größtenteils als richtig zu erweisen.

Der Oberst seines Regiments hing ihm deshalb vor versammelter Mannschaft das Georgskreuz am seidenen Bande um den Hals und beförderte ihn zum Wachtmeister, stellte überdies weitere Beförderung in Aussicht.

Kreith lehnte Orden und Beförderung ab und bat um seine Entlassung.

Wortlos hieß ihn der Oberst ins Glied zurücktreten.

Auch in der Folge betrieb Kreith seine Entlassung auf das hartnäckigste.